

Verwirrung um Veronika [Fortsetzung]

Autor(en): **Brockhoff, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **14 (1938)**

Heft 36

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754244>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VERWIRRUNG UM

Veronika

EIN HEITERER ROMAN VON STEFAN BROCKHOFF

3. Fortsetzung

Copyright 1938 by «Zürcher Illustrierte»

Das Museum stand ein wenig außerhalb der Stadt. Gegenüber lagen ein paar verwilderte Gärten, nebenan begannen die Turn- und Spielplätze, auf denen die Schulen die Sportnachmittage abhielten. Gerade als Veronika ankam, hörte sie von den Plätzen her drei laute Pfiffe, das mußte das Schlußsignal gewesen sein. Sie ließ sich unter dem granitnen Goethe auf den Stufen nieder und wartete. Eigentlich war es ja dumm, hierher zu kommen, denn wahrscheinlich würde sie die Entführungssache von Andreas machen lassen. Aber trotzdem, die Jungens geben sich solche Mühe, anhören mußte man sie wenigstens, man brauchte sich ja noch nicht zu verpflichten.

Jetzt kamen die Jungens. Sie waren noch etwas erhitzt und kurzatmig, einige trugen noch die Schlagballhölzer, die meisten waren in kurzen Turnhosen. Veronika kannte sie alle, die Klasse war klein und ein paar waren schon mal in den Ferien zu Hause auf dem Gut gewesen. Die Begrüßung war verschieden. Einige, wie Heiners Freund Klaus Schmidlin, gaben Veronika einen burschikosen Klaps auf die Schulter, andere, wie Peter Jürgensen, der schon in die Tanzstunde ging, machten vor ihr eine weltmännisch-gewandte Verbeugung. Der Grad der Vertraulichkeit war genau abgestuft. Nur wenige duzten sie, einige sagten «Fräulein Wenkhaus» und «Sie», und dazwischen gab es noch eine Gruppe, die zwar «Sie» sagte, aber statt Fräulein Wenkhaus den Vornamen Veronika gebrauchen durfte.

Man saß schon fünf Minuten herum und redete viel, ohne auf die Sache selbst zu kommen. Schließlich erhob sich ein dicker, pummeliger Junge, Karl Bottmann, der die ganze Zeit über mit ängstlicher Sorgfalt ein kleines zusammengefaltetes Blatt in der Hand gedreht hatte, und hob den Arm. Einen Augenblick wurde es still, alle sahen ihn an. Der Junge stand schwer schnaufend vor Aufregung da.

«Na, Bottmännchen, wo drückt der Schuh?» fragte einer.

Bottmann holte tief Atem und sagte dann mit ernstern sorgenvollen Stirnrunzeln: «Ich möchte den Antrag stellen, die Versammlung unverzüglich zu eröffnen.»

Es gab ein brüllendes Gelächter. Bottmann gehörte zu den Ueberkorrekten. Er hatte die Eigenschaft, jede Kleinigkeit als große Staatsaktion heraus zu staffieren. Wenn er einmal zum Direktor gerufen wurde, sagte er hinterher zu seinen Kameraden nicht: «Ich will euch erzählen», sondern sich werde euch jetzt Bericht erstatten.» Er «unterschied» nicht, sondern «er leistete eine Unterschrift.» Er konnte auch nie «etwas besprechen», sondern er mußte «darüber eine Versammlung abhalten», die, wenn sie in seinen Augen etwas Rechtes sein sollte, mindestens einen Präsidenten, einen Protokollführer, zwei Beisitzer und eine festgelegte Tagesordnung haben mußte. Er war gewohnt, daß man ihn darum verlachte, aber er stand deshalb nicht davon ab, und er ließ auch jetzt die Heiterkeitszüge gleichmütig an sich abgleiten.

Heiner erklärte, er bitte um Nachsicht in den Formalitäten, da er versehentlich und unglückseligerweise die Geschäftsordnung und die Satzungen der «Entführungsgenossenschaft A.-G.» zu Hause gelassen habe, er gebe aber zu, daß Bottmännchen den Nagel auf den Kopf getroffen habe, wenn er der Ansicht sei, daß man jetzt endlich von den Dingen reden sollte, derentwegen man hier sei.

Die Jungens waren über das, was gespielt wurde, schon im Bilde. Es konnte sich nur noch darum handeln, einen genau ausgeführten Plan festzulegen; um es genau zu sagen, ging es nur noch darum, wo man Veronika in den Tagen, an denen sie als entführt gelten sollte, verstecken könne.

Der Vorschlag, sie im Fahrradschuppen der Schule zu verbergen, wurde wegen der sofort auftauchenden Verproviantierungsschwierigkeit wieder abgewiesen. Klaus Schmidlin erbot sich, ihr Zelt und Paddelboot zu leihen, damit sie die Zeit über auf einer Insel im Fluß verbringen könne — ein Plan, den die meisten Jungens genial fanden, der aber von Veronika abgelehnt wurde,

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Inhalt des bisher erschienenen Teils: Veronika Wenkhaus, eine kleine Schauspielerin in einer großen Stadt, möchte furchtbar gern berühmt werden und einmal mehr sagen dürfen als: «Gnädige Frau, es ist im blauen Salon serviert». Alle Bitten bei dem Intendanten Schrah sind vergebens, sie hat nun einmal keinen Namen, sie «zieht nicht», wie der Intendant ihr in einer Unterredung sagt. Ihr pfiffiger Bruder Heiner, ein sechszehnjähriger Gymnasiast, dessen Schulkameraden alle für die kleine Veronika schwärmen, hat sich etwas ausgedacht: wenn ihr Name erst mit dicken Lettern in der Zeitung steht, wird ihre Karriere gemacht sein. Wie stellt man das an? Beschlissen wird — und am nächsten Tag schon ausgeführt — eine «Entführung». Als Schauplatz hat Heiner die Villa Parkstr. 70 ausgewählt, von der er weiß, daß sie vorübergehend leer steht und daß man durch eine versehentlich nicht verschlossene Kellertür eindringen kann. Heiner will sie dort mit einer Wäscheleine fesseln und sie dann allein lassen. Dann soll sie die Polizei anrufen, die das «arme, überfallene Opfer» befreien und in den Zeitungen groß darüber berichten wird. Der Plan wird programmgemäß durchgeführt und die Polizei ist eben daran, die «Entführte» nach allen Regeln der Kunst auszufragen. Kommissär Lübbert durchschaut das Manöver, die Polizei zieht sich zurück und der erwartete Erfolg bleibt aus. Bevor Veronika sich aus der leerstehenden Villa entfernen kann, taucht deren Besitzer, Herr Andreas Bruck, auf, der sich auf den ersten Blick in die «Entführte» verliebt. Heiner, der Bruder, schmiedet einen neuen Entführungsplan und möchte zudem durch ein besonderes Manöver den Bühnenerfolg seiner Schwester erzwingen. Er bestellt zur Abend-Aufführung im Theater seine Kameraden auf die Tribüne, die seine Schwester — sie hat in dem Stück den einzigen Satz: «Gnädige Frau, es ist schon wieder eingebroden worden», zu sagen — bei ihrem Auftritt mit Beifall überschüteten. Erstaunen, Gelächter, Skandal, Verzweiflung. Nach der Aufführung trifft Veronika Herrn Bruck, der sich ebenfalls als Helfershelfer für eine kleine Entführung zur Verfügung stellt. Wem wird Veronika den Vorzug geben: dem Bruder oder Herrn Bruck? Sie will es auf den Zufall ankommen lassen und erklärt: wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Inzwischen bespricht ein tüchtiges Einbrecher-Trio den Plan, in ein Pelzgeschäft einzudringen, das unter Veronikas Wohnung liegt, zu welchem Zweck die junge Dame vorher entführt werden müsse. Vorher aber nimmt der Entführungsplan der Schulkameraden Heiners die greifbarsten Formen an.

weil sie vor den vielen Mücken und Schnaken am Fluß Angst hatte.

Kai Mollenhoff, ein schlanker und sehr schmaler Junge, der einen kunstmalernden Bruder hatte, bot dessen Atelier als Zufluchtsort an. Man hatte von Kai, der im allgemeinen sehr abgeordnet und passiv neben den anderen herlebte, gar keine Hilfe erwartet und ging darum, zum Lohn für seinen plötzlich auftauchenden Gemeinschaftssinn, mit viel Anteilnahme auf den Vorschlag ein, — da stellte es sich heraus, daß das fragliche Atelier auf demselben Flur lag wie das Atelier des Bühnenmalers vom Theater, und Veronika erklärte, diese Nachbarschaft sei ihr zu gefährlich, der Bühnenmaler werde nicht dicht halten, wenn er etwas erführe. Kai zuckte bedauernd die Achsel, schüttelte nervös ein kleines, goldenes Kettchen, das er am Handgelenk trug, und sah aus grünen, halb geschlossenen Augen schweigend und ein wenig beleidigt über die Versammlung hinweg.

Peter Jürgensen meldete sich zum Wort. Er war der einzige in langen Hosen, die in merkwürdigem Gegensatz standen zu seinem kindlichen, stupsnäsigen Gesicht mit den Sommersprossen und rötlichen Haaren. Er war von der Klasse der erste, der die Tanzstunde besucht hatte, und er machte von diesem Vorsprung auch jetzt Gebrauch, denn er setzte auseinander, daß er von der ganzen Entführungsgeschichte überhaupt nichts halte. Das sei eine faule Sache. Er gab folgendes zur Diskussion: Er wolle zusammen mit Veronika am nächsten Tanzturnier des Kurhauses teilnehmen, er werde schon dafür sorgen, daß sie beide den ersten Preis bekämen, und das sei für Veronika eine viel durchschlagendere und außerdem ungefährlichere Reklame als diese Entführungsgeschichte. Der Plan fand wenig Widerhall. Der größte Teil der Klasse gab widerwillig zu, daß man Jürgensen wegen seiner Tanzstunden-erfahrungen ein gewisses Plus zuerkennen müsse, aber das gerade verärgerte die meisten, und so konnte man sich nur schwer dazu verstehen, daß er auch bei dieser Gelegenheit aus diesem Vorsprung in die Welt wieder Kapital schlagen sollte. Die meisten atmeten erleichtert auf, als Veronika erklärte, es ginge schon deshalb nicht, weil sie sich auf der Tanzfläche benehme wie ein Bär

im Porzellanladen — und außerdem ziehe sich das Ganze viel zu lange hin. Auch Jürgensen resignierte gekränkt und wollte gerade zu Kai Mollenhoff auf die oberste Treppenstufe übersiedeln, um hier ein Lager der Beleidigten und Abgewiesenen zu eröffnen, da erhob sich unter lautem Hallo noch einmal Karl Bottmann. Er stand dick und massig in dem Gejohle wie ein Fels im Meer und entfaltete, unangefochten von dem Geschrei, das Blatt, das er die ganze Zeit in seinen schwitzenden Händen gedreht hatte.

«Schon in Hellas und Latium», begann er in getragener Rednerton, «hat das, was wir hier zur Ausführung zu bringen die Absicht haben, seine Vorbilder. Bei Homer haben wir gelesen, daß einst, um Helena zu befreien, Tausende der besten Griechen ausgezogen und ein Jahrzehnt lang kämpften, ihre Ehre zu rächen. Und blicken wir auf die Geschichte der alten Römer...»

«Schon gut, schon gut!» rief es von allen Seiten. «Laß Latium weg, wir wissen, daß du deinen Livius gelesen hast. Spring ins zwanzigste Jahrhundert! Mach einen Sprung, Bottmännchen, zeig, daß auch dicke Leute springen können!»

Bottmann blätterte verwirrt in seinem Manuskript. «Ohne die historischen Unterlagen könnt ihr, fürchte ich, nicht die ganze Wucht und Schlagkraft meines Vorschlags begreifen» meinte er in zweifelndem Ton. Doch da alles brüllte, er soll es so kurz wie möglich machen, schlug er mit einem Seufzer des Verzichts die letzte Seite seines Manuskripts auf und erklärte: man müsse, so wie er es zu tun gerade die Absicht gehabt habe — wenn er auch zum Schaden der Sache daran gehindert worden sei — eine Denkschrift aufsetzen und sie Veronikas Intendanten überreichen. In dieser Schrift sollte ausführlich und mit Beispielen belegt sein, wie seit grauer Vorzeit immer wieder das Genie durch Widerstände der Umwelt behindert worden sei, sich aber dann immer durchgesetzt habe, und daß die Weltgeschichte stets ihren Spruch gegen die unweltlichen Widerstände — in diesem Fall Intendant Schrah — und für das Genie, — hier Veronika, — gesprochen habe. Das werde, Bottmann glaubte es fest versichern zu können, auf Schrah einen solchen niederschmetternden Eindruck machen, daß er jeden Widerstand gegen Veronika aufgeben und es vorziehen werde, vor der Nachwelt als der Geburtshelfer des Genies dazustehen.

Bottmann war sehr mit sich zufrieden und ließ sich schwer aufschaukelnd auf einer Treppenstufe nieder. Sein Vorschlag fand keinerlei Widerhall, noch nicht einmal Protest; man sprach, nachdem man ihm wie einem armen Irren einen mitleidsvollen Blick geschenkt hatte, weiter, als sei Bottmann gar nicht da. Anscheinend bedrückte ihn das jedoch keineswegs, er sah sich hin und wieder noch einmal befriedigt im Kreise um, fest von der moralischen Nachwirkung seiner Worte überzeugt.

Heiner erklärte jetzt endlich, daß es sinnlos sei, immer wieder neue Pläne vorzuschlagen. Die Entführung sei beschlossene Sache, man habe sich jetzt nur noch zu überlegen, wie man sie ausführlich, alles andere sei nutzloses Gerede — woraufhin gerade Bottmann unverständlicherweise laut «Bravo» rief.

Zur eigenen großen Verwunderung der Klasse wurde zehn Minuten später der Vorschlag angenommen, den die «Amöbe» machte. Die «Amöbe», mit bürgerlichem Namen Kurt Weller genannt, war der Jüngste der Klasse. Er war unwahrscheinlich klein, körperlich und geistig sehr flink und behend, mit hellen quecksilbrigen Augen und weißblondem widerborstigem Haar. Er hatte bisher kein Wort gesagt, hatte die andern reden lassen, als wolle er ihnen mit Absicht möglichst lange ihre eigene Ratlosigkeit vor Augen führen; jetzt, als alle anderen ihr Pulver verschossen hatten, brachte er mit kindlich hoher Stimme seinen Plan vor, während seine pfiffigen, kleinen Augen wie Mäuschen hin und her huschten.

An dieser Stelle ist Folgendes einzuschalten: Vor einigen Jahren hatte die Klasse bei einer Wohltätigkeitslotterie ein Los genommen, trotz der wachsenden



Inselhof-Kinder

Photo Hans Staub

Die öffentliche Meinung urteilt über außereheliche Mutterschaft oft recht hart, gar nicht im Sinne Pestalozzis, der ein uneheliches Kind, so gut wie jedes andere, als einen Segen für die Menschheit betrachtet, wenn es nur recht erzogen werde. Um solch benachteiligten Müttern namentlich über die ersten schweren Zeiten der Mutterschaft hinwegzuhelfen und ihren hilflosen Geschöpfen tatkräftige Hilfe zu gewähren, wurde im Jahre 1911 das Säuglings- und Mütterheim «Inselhof» in Zürich ins Leben gerufen. Am 3. September führt das Heim einen Basar in den Bürkliplatzanlagen durch, dessen Erlös der Erweiterung des Betriebsfonds dienen soll. Der «Inselhof» nimmt Kinder bis zu sechs Jahren auf. Jeden Tag führen die Schwestern ein Fuder fröhlicher Gesichter auf kleinen Leiterwagen am See spazieren. Damit die Mütter nach ihrer Niederkunft möglichst lang mit ihren Kindern verbunden bleiben, bietet das Heim einer Anzahl von ihnen Arbeitsmöglichkeiten in Küche und Haus.

Les gosses de l'Inselhof. Sur un petit char que tire une souriante jeune fille, voici les gosses de l'Inselhof. L'Inselhof est une institution charitable de Zurich, fondée en 1911, où la fille-mère peut se faire accoucher et où sont recueillis les enfants illégitimes jusqu'à leur sixième année. Le 3 septembre, dans un immeuble voisin du Bürkliplatz, l'hospice a organisé un comptoir dont le produit sera destiné à accroître son fonds de roulement.

Kassandrurufe Karl Bottmanns, der alles Spielen aus weltanschaulichen Gründen ablehnen zu müssen glaubte. Unwahrscheinlicherweise hatte das Los gewonnen: es war mit zweihundert Mark herausgekommen. Ueberflüssig zu sagen, daß bei der Frage nach der Verwendung des Geldes Streitigkeiten ausgebrochen waren, die oft hart bis an die Grenze der Tätlichkeiten gingen. Schließlich war man einig geworden. Man hatte von der Stadt zwei alte, ausgediente Straßenbahnwagen gekauft, sie auf einem schönen, aussichtsreichen Platz im Wald, zwei Stunden von der Stadt entfernt, aufgestellt, und sie als Wochenend- und Ferienheim der Klasse eingerichtet. Das eine Vehikel war der Küchen- und Aufenthaltsraum «Zum dicken Lukullus», das andere der Schlafwagen «Zum armen Morpheus» geworden; dorthin, so lautete nun der Vorschlag der «Amöbe», sollte Veronika gebracht werden, dort könne sie sich selbst kochen, dort werde sie kein Mensch suchen und entdecken.

Der Plan fand allgemeine Billigung. Die «Amöbe» wurde mit Lobsprüchen überhäuft, dann vor lauter Begeisterung in die Höhe gehoben und auf den granitnen Sockel direkt zu Füßen des Olympiers gesetzt, der etwas mißbilligend auf das zappelnde Würmchen heruntersah. Winzig und zierlich saß die «Amöbe» da oben, strampelte voller Stolz mit den Beinen und krährte vor lauter Glück wie ein junger Hahn.

Jetzt erhob sich der Hauptdelinquent: Veronika. «Ich finde den Vorschlag nicht schlecht», gab sie zu. «Ich muß euch allerdings eins verraten: daß ich nämlich noch mit einer anderen Firma wegen der Entführung in Verbindung stehe. Ich habe jetzt also zwei Angebote. Ich werde mir das eure und das der Konkurrenz überlegen und mich dann entscheiden.»

Einen Augenblick war alles sprachlos. Dann brach ein Sturm der Entrüstung los. Wer das sei? Und was der

machen wolle? Und ob sie es wirklich wagen werde, sie zu übergehen? Und ob ...

Veronika stand noch einmal auf. «Gut», sagte sie, «ich werde niemandem den Vorzug geben, um niemanden zu kränken. Ich werde es also dem Zufall überlassen: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!»

«Unsinn», widersprach Heiner jetzt mit zorniger Bestimmtheit. «Zufall gibt es bei einer solch wichtigen Sache nicht. Morgen nachmittag komme ich mit Klaus und der «Amöbe» bei dir vorbei. Wir werden dir irgendwoher ein Fahrrad verschaffen, und dann fahren wir zusammen hinaus zum «Armen Morpheus».

«Einverstanden!» erklärte Veronika und setzte zum Zeichen dafür, daß sie die Verhandlung nun als abgeschlossen ansah, ihre kleine, graue Kappe auf. «Mir soll es recht sein. Kommt ihr nur! Aber wie gesagt: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!»

*

Das Reisefieber hing wohl nicht mit der Dauer der bevorstehenden Fahrt zusammen. Eine lange Reise gab es ja bestimmt nicht. Schlimm war, daß man immer noch nicht wußte, wohin es eigentlich gehen werde. Sie hätte das doch nicht machen sollen: beide zu bestellen. Die Ungewißheit war zu aufregend. Und einen von beiden, Andreas oder Heiner, würde sie sicher kränken. War ja auch klar! Sie wußte selbst nicht, wem sie den Erfolg wünschen sollte. Im Grunde doch wohl Heiner, das war schließlich ihr Bruder. Aber wenn sie es sich recht überlegte, waren vielleicht doch 51 Prozent für Andreas. Immerhin, Andreas ...! Recht war es sicher nicht. Schandbar, wie einem manchmal der Familiensinn verloren gehen konnte!

Veronika sah auf die Uhr. Halb zwei. Halb zwei war es doch eben schon gewesen. Vielleicht war der Wecker

stehen geblieben. Sie stürzte zum Fenster. Nein, die Uhr, die gegenüber an dem Uhren- und Juwelengeschäft Marbach hing, war auch noch nicht weiter.

Hatte sie auch alles eingepackt? Wäsche, ein Kleid, etwas Schokolade, einen Kriminalroman, die Toilettenaschen! Vielleicht sollte man irgend ein Rollenbuch mitnehmen. Wenn man nachher berüht wurde, mußte man doch etwas im Repertoire haben. Veronika entschied sich für einen Band Hebbel. Die Agnes Bernauer war sicher eine gute Rolle zur Eröffnung der Karriere. Ob das Buch wohl noch in den Koffer hineinging? Er war bereits übertoll und hatte sich vorhin geweigert, die zu spät entdeckte Haarbürste aufzunehmen. Veronika wog das umfangreiche rote Buch prüfend in der Hand. Der Koffer Johann Casimir stand mitten im Zimmer auf dem Teppich, dickleibig und mißmutig, wie es schien, und keineswegs gewillt, noch «Hebbels gesammelte Werke, Volksausgabe in einem Band» in sich zu beherbergen.

Wenn ich ihn einmal auf habe, geht er nicht mehr zu, dachte sie. Ich muß warten, bis der erste Entführer kommt, der kann dann helfen. Heiner war vielleicht noch ein bißchen schwach, um so einen vollen Koffer wieder zu schließen. Unter diesem Gesichtspunkt wäre es schon besser, wenn Andreas' Chauffeur käme. Das war gewiß ein starker Mann. Andreas hat nur gar nicht gesagt, wie er aussieht. Sicher in einer Uniform mit Gamaschen. Oder mindestens eine Lederjacke.

Wie nun, wenn der Chauffeur gleichzeitig mit Heiner käme? Das wäre fürchterlich. Wenn der Mann in der Lederjacke kommt, muß es schnell gehen, damit man gar nicht erst in Konflikt kommt. Wieviel Uhr jetzt? Zwanzig vor zwei. Wo blieben die Kerle nur. Sollte sie doch noch allein Johann Casimir aufpacken, um den «Hebbel» zu verstauen?

Lebendige Zukunft

Wie ein Sperber, der herniederschließen will auf seine Beute,
Ueberfällt uns jeden Morgen das aus Nichts entstand'ne Heute:
Nie gewesen, schnell entschwunden, und doch hochgetürmt mit Fragen —
Also kommen und enteilen Tausende von Sorgetagen.
Und der Mensch entflieht mit ihnen, die ihn so gemartert hatten,
Und er geht mit ihnen abwärts zu der Stummheit, zu den Schatten.
Nicht ein Echo bleibt von allem, nicht ein Streifen kleinsten Lichtes —
Still geworden sind die Klänge auch des herrlichsten Gedichtes.

— Ist es so mit dieses Lebens unerbittlichem Entweichen:
Daß die Werke bei dem Tode ihres Schöpfers miterbleichen?
Sind sie nur noch Monumente, die von seinem Schaffen künden?
Lebt nur noch der Name dessen, der versank in dunklen Gründen?
Nein! — Die Monumente fallen, und die Namen auch, vergehen —
Doch was echt war an Gedanken, das kann nimmermehr verwehen!
Immer wird es Geister geben, edle, schöne, die da streiten
Für die hohen Ideale und den Seelenglanz verbreiten:
Menschheitsrechte werden bleiben! — Und die unerschrock'nen Streiter
Reichen die Gedankenfackel an die fernste Zukunft weiter.

Carl Hedinger

Da, die Klingel! Einmal, kurz und herrisch. Das konnte Heiner nicht sein, der läutete zweimal: kurz — lang.

Veronika wäre fast über die Schwelle gefallen. Sie riß atemlos die Tür auf. Draußen stand ein Mann in Lederjacke. Er trug einen kleinen Schnurrbart und lächelte etwas verlegen, als er jetzt fragte: «Sind Sie die Schauspielerin Veronika Wenkhaus? Ich sollte ...»

Veronika riß ihn förmlich in die Wohnung hinein. Der Mann fuhr erschrocken zusammen und sah sie verdutzt an. Mit offenem Mund ließ er Veronikas Wortschwall über sich ergehen.

«Ich weiß, ich weiß, Schnell, eilen Sie sich. Jawohl, ich bin Veronika Wenkhaus und da auf dem Teppich, das ist Johann Casimir, der Koffer, sehen Sie nicht? Packen Sie schnell auf, den «Hebbel» nehme ich in die Hand. Sie haben doch das Auto, nicht wahr? Gut! Gehen Sie fort, fort, ich schließe ab, schnell, schnell, ich erkläre Ihnen dann warum, halt, haben Sie einen Zettel? Geben Sie, bitte — so, vielen Dank! Ich muß doch Heiner kurz benachrichtigen, er ist immerhin mein Bruder. Warten Sie einen Moment, nein, suchen Sie dort im Schreibtisch nach einem Briefumschlag und einer Marke.»

Die Hände zitterten ein wenig vor Aufregung und die Schrift wurde etwas krakelig. Na, er würde es schon lesen können. «Armes Häschen, ätsch, nun bin ich mit der Konkurrenz durchgegangen. Alles in Butter. Der Chauffeur scheint etwas trotzig, aber es wird schon klappen. Mach's gut! Auf bald! Grüße — Veronika!» So, nun noch die Adresse: Herrn Heiner Wenkhaus, Winklerstrasse 17. Marke drauf! Das mußte gleich noch eingeworfen werden, vielleicht kam der Brief heute nachmittag noch an.

Der Chauffeur stand da und drehte die Mütze in der Hand. Er sah noch immer so aus, als könne er sich nicht recht in die Situation finden und schaute sich ein wenig hilflos um. In dem Schnurrbart auf seiner Oberlippe glänzten ein paar Schweißtröpfchen. «Gehen wir jetzt?» fragte er unschlüssig.

«Und ob wir gehen!» Veronika klatschte begeistert in die Hände. «So schnell wie möglich! Sie nehmen den Koffer, ich schließe ab. — So, rasch die Treppe hinunter, damit uns niemand sieht.»

Die Straße war zum Glück ganz leer. Der Wagen fuhr mit einem harten Ruck an und hielt sofort wieder, denn Veronika hatte «Halt!» gebrüllt.

«Was gibt's denn?» fragte der Chauffeur, der noch immer etwas benommen aussah.

«Der Brief», jammerte Veronika, «jetzt haben wir ihn vergessen.» Sie kramte in ihrem Täschchen. «Hier nehmen Sie den Wohnungsschlüssel und holen sie den Brief, er muß auf dem kleinen Tisch liegen.»

Der Chauffeur verschwand im Hausflur. Es dauerte ein Weilchen. Dem sein Pflegma möchte ich haben, dachte Veronika. Wie lange der sucht! Ob er die Tür nicht aufbekommt? Muß ich denn wirklich noch selbst aussteigen? Ich möchte doch nicht gesehen werden. Gott sei Dank, da war der Chauffeur. In der Hand schwenkte er den Brief.

«Wo stecken Sie so lange?» fragte Veronika ungeduldig.

«Das Türschloß ging so schwer auf», meinte der Chauffeur entschuldigend.

«Mein Schloß geht schwer auf?» protestierte Veronika gekränkt. «Wo ich es alle paar Wochen selbst öle! Das können Sie mir doch nicht erzählen! Oder Sie sind ein besonders Ungeschickter! Bekommt ein simple Tür nicht auf!»

«Das hat mir noch nie jemand gesagt», lächelte der Chauffeur in der Lederjacke.

«Sie sind eben noch nie an die Richtige gekommen», meinte Veronika trocken. «Jetzt fahren Sie aber los! Wie heißen Sie eigentlich?»

«Max», sagte der Chauffeur und schaltete den ersten Gang ein. Der Wagen fuhr langsam an und bog dann gleich in die erste Querstraße ein. Als sie an der Ringkirche vorbeifuhren, schlug es gerade zwei Uhr.

*

Die Uhr über dem Uhren- und Juwelengeschäft Marbach zeigte genau zwei Uhr, als Andreas' rotes Kabriolett in die Oranienstraße einlenkte.

Es genügt wohl, wenn ich einmal laut hupe, dachte Andreas. Sie wird dann ja gleich kommen. Er drückte einmal anhaltend auf den Signalknopf und wartete. Das war heute wieder ein getetzter Tag. Viel Arbeit hatte sich während seiner Reise angehäuft. Eigentlich wollte Andreas den Chauffeur schicken, um Veronika zu holen, aber da der Chauffeur gleich nach dem Mittag eine Eilbestellung mit dem Lieferwagen hatte erledigen müssen, hatte sich Andreas selbst aufgemacht. Und, ehrlich gesagt, er war ganz froh darüber. So sah er sie

schon ein paar Stunden eher und konnte ihr helfen, sich draußen in dem Häuschen einzurichten.

Vorläufig war freilich noch nichts von ihr zu sehen. Hatte sie denn nicht gehört? Die Hupe bellte noch zweimal in langen, heulenden Tönen auf. Vielleicht war sie noch beim Packen. Aber ans Fenster hätte sie wenigstens mal kommen können. Andreas träumte ein wenig vor sich hin. Jetzt stand der Wagen wieder genau an der Stelle, wo er vorgestern abend gestanden hatte, als sie neben ihm saß und er ihr den Kuß gab. Andreas hielt die Augen etwas geschlossen und machte sie dann langsam und vorsichtig blinzeln wieder auf, während er nach dem Sitz an seiner Seite sah. Nein, da war alles leer. Keine Veronika, die so andächtig still hielt wie ein kleines Tier, wenn man ihr einen Kuß gab. Nein, jetzt hielt er es nicht länger aus, jetzt würde er sie holen.

Andreas schlug die Wagentür zu und sprang die Treppe hinauf. Wo war die Glocke? Hier. Das Geklingel schlug grell durch das stille Treppenhaus. Warum machte sie nicht auf? Es rührte sich nichts.

«Veronika!» rief Andreas leise und drückte die Klinke nieder. Dabei fiel sein Blick auf das Eisengitter, das das Türfenster schützte. Da steckte doch ein Blatt Papier! Andreas zog den Zettel hervor und las: «Bin für ein paar Tage verreist». So stand es da in ungelinken Buchstaben.

Andreas stampfte wütend mit dem Fuß auf. Da waren ihm doch die so verteuflerten Jungens zuvorgekommen! Herrgott, wäre er nur schon am Vormittag gefahren! Und nun wußte er überhaupt nicht, wo sie steckte, wußte auch nicht, wo dieser Heiner wohnte. Und das Schlimmste war, daß die Geschichte wahrscheinlich nun wieder schief gehen würde. Diese dummen Jungens! Es konnte ja nicht glücken, wenn schon der Anfang so unüberlegt war. Wie konnten sie nur diesen Zettel «Bin ein paar Tage verreist» hinstecken? Wenn man das las, würde doch kein Mensch an eine Entführung glauben. Andreas schüttelte ärgerlich den Kopf und steckte den Zettel in die Tasche. So, jetzt war wenigstens dieser Schaden repariert. Wenn sie aber noch weitere Dummheiten machten, müßten sie freilich selbst dafür aufkommen. Aber es geschah ihnen schon ganz recht, wenn sie jetzt hereinfließen.

Wenn man nur wüßte, wo sie ist, dachte Andreas, als er wieder die Treppe hinabstieg. Wenn man das nur wüßte! Da wäre einem ja schon geholfen!

*

Die «Amöbe» war als erster da. Schon ein viertel nach zwei, obwohl man erst auf halb drei verabredet war. Sie stand am Gitter des Blumenrondells vor der Ringkirche, das Fahrrad lehnte am Borstein. Es war anständig von Heiner, daß er den, der den Plan ausgeheckt hatte, auch bei der Ausführung mitnahm. Die «Amöbe» kam sich sehr wichtig vor.

Klaus und Heiner kamen fast gleichzeitig an. Heiner trug einen Rucksack, der ein paar Eßwaren und Konserven enthielt; Klaus landete vorsichtig an dem Rondell, denn er führte mit der einen Hand ein Damenrad, das er sich für Veronika bei einer Cousine geliehen hatte. Er war blendender Laune, und als er in einem weiten Bogen über das Blumenrondell spuckte, erklärte er selbst strahlend, daß er heute «ganz groß in Form» sei. Er hatte ein besonders patentiertes Verfahren zu spucken, durch eine breite Lücke in der oberen Zahnreihe hindurch, und dank dieser besonders günstigen anatomischen Voraussetzungen hielt er seit Jahren unangefochten den Spuckrekord der Klasse.

Es schlug gerade halb drei, als sie aufbrachen. Die Oranienstraße war nicht weit.

«Wir klingeln mal mit allen vier Rädern», riet die Amöbe. «Dann kommt sie sicher.»

Auf das Geläute hin wurden etwa zehn Fenster aufgerissen, und den Köpfen, die erschienen, hätte man auch ohne die beigegebenen mündlichen Erläuterungen angesehen, daß die Bewohner der Oranienstraße ungern im Mittagsschlaf gestört wurden.

Ziemlich kleinlaut verschwanden die drei im Hausflur. Und als sie nach wenigen Minuten wieder zum Vorschein kamen, war ihre Laune nicht besser geworden. Heiner sah immer wieder kopfschüttelnd zu dem Fenster im ersten Stock hinauf. «Das hätte ich ihr nicht zugetraut», meinte er. «Einfach mit einem Kerl ausreißten, den sie erst zweimal gesehen hat!»

Die Amöbe piepste, das sei die Jugend von heute, aber sie wurde ärgerlich zur Ruhe gewiesen.

«Willst du nicht mal mit dem Andreas Bruck sprechen?» schlug Klaus vor. «Dann weiß man doch wenigstens, wo er sie hingebracht hat.»

Heiner wehrte ab. «Auf den hab ich jetzt eine solche Wut», sagte er verärgert. «Mit dem red' ich nicht.»

«Trotzdem müssen wir jetzt gute Miene zum bösen Spiel machen», erklärte Klaus. «Wir können Veronika nicht alles vermasseln. Du mußt morgen früh auf die Polizei und völlig aufgelöst das Verschwinden deiner Schwester melden.»

Heiner nickte. «Natürlich. Veronika zuliebe. Dem Bruck könnte ich alle Knochen zerschlagen. Aber selbstverständlich dürfen wir das Spiel jetzt nicht verderben.»

Die Amöbe schlug vor, jetzt als Entschädigung eine Ananasbüchse aufzumachen, die bei dem Proviant in Heiners Rucksack war. Sie wurde jedoch streng zurückgewiesen und statt dessen dazu verurteilt, das Damen-

rad seiner Besitzerin wieder zuzustellen. Die Amöbe protestierte, sie fand es für einen Jungen unschicklich, auf einem Damenrad zu fahren, aber es half nichts.

«Ein schwarzer Tag», seufzte sie bekümmert, als sie das fatale Vehikel bestieg und abfuhr. «Ein dies ater», fügte sie hinzu, denn sie war ja humanistisch gebildet.

Der Wagen war recht klapprig. Als man jetzt am Ausgang der Stadt einen kleinen Berg hinunterfuhr und das Gefährt zum erstenmal etwas in Schuß kam, wurde es Veronika ein wenig bange. Es schaukelte und hopste, daß man dachte, im nächsten Augenblick falle alles in Stücke auseinander.

Eigentlich hatte Veronika ja mit dem roten Kabriolett gerechnet. Der Chauffeur Max hatte, als sie ihn darum befragte, nur mit den Achseln gezeitelt. Aber dann war es Veronika eingefallen, was wohl der Grund sein mochte. Das rote Kabriolett war zu auffällig, das sah jeder, während man einem solch alten Klapperkasten keine Beachtung schenkte. Für eine heimliche Entführung war das natürlich das Richtige. Sie erklärte ihre großartige Lösung auch gleich dem Chauffeur; der sollte ja nicht denken, sie lasse sich für dumm verkaufen. Nein, sie merkte das alles, und Herr Max sollte wissen, daß sie es merkte.

«Sie wollen mir noch erzählen, weshalb Sie vorhin so eilig waren», erinnerte Max.

«Ach, ja», begann Veronika. «Wegen der Jungens. Ich habe Ihrem Chef doch gesagt, wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Und den Jungens habe ich dasselbe gesagt, die wollten mich doch auch entführen, wissen Sie.»

Max nickte mit aufmerksamem Gesichtsausdruck. «Und wohin wollten die Sie bringen?» fragte er.

«In ihr Schülerheim, mitten im Wald. Das wäre mir aber viel zu unheimlich. Da ist mir doch Herrn Brucks Wochenendhäuschen lieber. Oder steht das am Ende auch im Wald?» erkundigte sie sich mißtrauisch.

Der Chauffeur zögerte einen Augenblick. «Nein», meinte er dann tastend. «Das steht nicht im Wald. Das liegt dicht vor dem Ort bei den Schrebergärten. Sie brauchen da keine Angst zu haben. Ich bin ja auch bei Ihnen, und außerdem noch zwei Kollegen von mir.»

Na, Gott sei Dank. Der Chauffeur war doch ganz nett. «Arbeiten Ihre Kollegen auch in der Fabrik von Herrn Bruck?» fragte sie.

Max nickte. «Wir arbeiten alle in derselben Firma.»

Der Wagen hatte sich jetzt mit wütendem Schnaufen einen Berg hochgearbeitet. «Nun sind wir bald da», sagte Max.

Man sah jetzt hinunter auf den Vorort. «Das ist Martinstal», stellte Veronika fest, und Max nickte. «Da unten liegt das Häuschen», erklärte er und deutete irgendwo in die Gegend.

Man konnte von hier oben wie aus einem Flugzeug die ganze Gegend überschauen. Der Ort lag an dem Fluß, das heißt: nicht unmittelbar. Zwischen Ort und Fluß dehnte sich noch ein kleiner Hafen, der zur Hälfte mit Floßen bedeckt war. Der Hafen war gegen den Strom abgegrenzt durch einen langen Damm, auf dem eine Allee riesiger Pappeln stand, die wie eine Reihe Soldaten vor dem Ort Wacht zu halten schienen.

Das Auto rollte jetzt gemächlich den Berg hinab. Max begann wieder vorsichtig zu fragen. Ein Glück, daß das Mädchen nicht gerade einsilbig zu nennen war. Wenn man einen Satz fragte, bekam man zwölf zur Antwort. Max bohrte systematisch und mit Erfolg weiter, und als sie unten am Fuß des Berges vor einem Eisenbahnübergang noch zehn Minuten gewartet hatten, war er über die Affären der Veronika Wenckhaus einschließlich aller Entführungspläne unterrichtet.

Kurz vor dem Ort bog Max von der Hauptstraße ab und lenkte den Wagen in einen Seitenweg. Paar Minuten später hielt er vor einem Schrebergarten, aus dem ein kleines, grüngestrichenes Holzhäuschen hervorgeleuchtet.

«Bleiben Sie bitte noch einen Moment im Wagen», sagte Max, «ich komme sofort zurück.» Er sprang mit schnellen Schritten in das Häuschen, wo Flimmerjakob und Mulme warteten. Auf Maxens Geheiß mußten sie schleunigst durch das hintere Fenster in den Garten verschwinden; er werde sofort nachkommen und ihnen alles erklären.

Als Max nach dem Auto zurückging, kam ihm Veronika bereits entgegen. «Ich komme schon», sagte sie. «Warum soll ich eigentlich im Wagen bleiben? Sie müssen nur noch „Johann Casimir“ holen; er mag Sie übrigens gerne, also eilen Sie sich!»

Max schleppte den Koffer herbei und ließ Veronika dann allein. Auf einem umgestürzten Baumstamm hinter den Himbeersträuchern, wo man vom Haus aus nicht gesehen werden konnte, saßen Flimmerjakob und Mulme. Max wurde mit Fragen überfallen.

«Wir haben ein unmögliches Glück gehabt», begann er. «Ich komme also rauf zu ihr in die Wohnung, klinge, sie macht auf und ich will gerade anfangen, mein Sprüchlein zu beten von dem Intendanten, der dringend nach ihr verlangt habe, da schneidet sie mir schon das Wort ab, erklärt, sie wisse alles und wir müßten uns sehr eilen, wegzukommen. Das konnte mir natürlich nur recht sein, ich hab nichts mehr gesagt,

man braucht zum Glück gar nichts zu reden, sie spricht selbst wie ein Wasserfall. Daß das Auto unten stand, schien sie ganz in der Ordnung zu finden — ich habe inzwischen auch rausgekriegt, warum. Das erkläre ich euch noch. Dann, als wir unten im Wagen sitzen, merkt sie plötzlich, daß sie was vergessen hat. Sie schickt mich mit dem Schlüssel nach oben, während sie unten im Auto wartet. Dann habe ich oben noch etwas ganz Schlaues gemacht. Ich habe nämlich einen Zettel an die Tür gehängt, auf dem steht: Bin für ein paar Tage verreist. Jetzt können wir also unbesorgt sein, kein Mensch wird sich aufregen, wenn das Mädchen paar Tage weg ist. Wir werden erst noch drei bis vier Tage abwarten, und wenn dann nichts passiert, können wir ungestört in ihrer Wohnung des Nachts arbeiten. Den Wohnungsschlüssel hat sie im Täschchen, das habe ich gesehen.»

Mulme wiegte seinen dicken Kopf und meinte, das müsse alles sehr genau überlegt werden, was soviel hieß, daß er sehr zufrieden war. Flimmerjakob war etwas benommen von so viel Glück, er fand es direkt unheimlich, wie glatt das gegangen war. «Und warum hast du sie also so ohne weiteres mitgekriegt?» fragte er.

«Weil sie selbst irgendwie Dreck am Stecken hat», erklärte Max. «Weil sie selbst in irgendeine Sache verwickelt ist, die nicht ganz stubenrein ist. Ich habe sie unterwegs bischen ausgequetscht. Darnach scheint die Sache so zu sein, daß sie sich zu irgendeinem Zwecke von einem gewissen Herrn Bruck wollte entführen lassen — auch in so ein Wochenendhäuschen. Mich hält sie für den Chauffeur des Herrn Bruck und wir müssen sie natürlich bei dem Glauben lassen. Versteht ihr? Wir wollen möglichst nicht zu viel mit ihr zusammen sein, damit sie uns nicht ausfragen kann. Und sonst muß man eben immer unbestimmte Antworten geben.»

«Was nennst du unbestimmte Antworten?» wollte Mulme wissen.

«Ach, du Schafskopf!», fuhr Flimmerjakob auf, «wenn sie was sagt, was man nicht kapiert, antwortet man: ja, ja, so ist das eben mal — oder: wie man's nimmt — oder: ja, ja, die Welt ist schlecht. Das paßt immer.»

Mulme war zufriedengestellt. Er würde sich die Antworten merken.

Die drei standen auf und klopfen an die Tür des Häuschens. Veronika ließ sie eintreten und Max stellte ihr die Kollegen vor. Er erklärte, die beiden kämen eben von der Fabrik des Chefs.

«Kommt Herr Bruck nicht heute abend heraus?» fragte Veronika.

(Fortsetzung Seite 1093)

Einfach und gediegen,
sehr geräumig und be-
quem sind die leistungs-
fähigen, wirtschaftlichen

STUDEBAKER
Limousinen

6 und 8 Cyl. 2 und 4 türig

Vertretung und Service: **BINELLI & EHR SAM** A. G., Großgarage, Stampfenbachplatz, Zürich

Nein, fiel Max hastig ein, er lasse ihr ausrichten, daß er zu einer dringenden Sache weggemüßt habe, und daß er nicht genau wisse, wann er zurück sei. Jedenfalls aber in den nächsten Tagen. Bis dahin solle sie sich an Max halten.

«Das finde ich aber nicht nett von ihm», maulte Veronika.

«Ja, ja, die Welt ist schlecht», meinte Mulme und die beiden andern nickten bestätigend.

«Der Chef läßt Ihnen noch ausrichten», begann Max wieder. «Sie möchten immer hier im Garten und im Haus bleiben. Niemals ausgehen und mit keinem Menschen reden.»

«Das ist doch klar», sagte Veronika. «Sie müssen natürlich ebenso über die Geschichte dicht halten, hören Sie? Versprechen Sie das!»

Die drei gelobten feierlich, niemandem etwas davon zu erzählen, und Flimmerjakob setzte hinzu, daß er es noch nie im Leben mit einem Versprechen so ernst gemeint habe, wie mit diesem. Womit er sogar recht hatte.

*

Für Frau Knies hatte Veronika, die eine Neigung besaß, alle Leute ihrer Umgebung mit Spitznamen zu bedenken, die Bezeichnung «die Zwiebel» gefunden. Wo eigentlich — gelehrt gesprochen — das tertium comparationis zwischen Frau Knies und einer Zwiebel steckte, war unerfindlich. Wäre sie eine dicke, runde Person gewesen mit zwölf übereinandergezogenen Röcken und Unterröcken, wie das manchmal bei Bauernfrauen der Fall ist, dann hätte man Veronika die vielen übereinanderliegenden Schalen als Vergleichsobjekt zubilligen können. Wäre Frau Knies besonders scharf und bissig gewesen, hätte sie eine

zwiebelgelbe Gesichtsfarbe gehabt, hätte sie eine schlichte und verzeihliche Vorliebe für Zwiebeln gehabt oder hätte sie schlimmstenfalls gar übermäßig nach Zwiebeln gerochen, man würde die Bezeichnung «Zwiebel» begriffen haben. Aber nichts von dem Gesagten traf zu. Frau Knies, die die Portiers- und Hausmeisterdienste in dem Haus Oranienstraße 3 versah, war von mittlerer Statur, trug nicht mehr Unterröcke als landläufig üblich, daß nicht mehr Zwiebeln als jeder andere, sie hatte ein blasses, kummervolles, von unzähligen Fältchen durchzogenes Gesicht und war von gutmütiger, hilfsbereiter Wesensart. Das Seltsame jedoch war, daß wenn jemand von Frau Knies' Kriegsnamen «die Zwiebel» erfuhr, jeder erklärte, der Name treffe den bekannten Nagel auf den Kopf, und es sei noch nie ein Spitzname so deckend gewesen wie dieser. Schon wenige Wochen nach Veronikas Einzug in das Haus hatte sich die Bezeichnung allenthalben eingebürgert, und die Zwiebel selbst hatte sich, da sie Kummer gewohnt war, als erste damit abgefunden.

Die Zwiebel stand jetzt schon zehn Minuten lang vor Veronikas Tür und läutete. Sie mochte Veronika sehr gern und sie war nun schon seit einigen Tagen in Unruhe wegen des Mädchens. Was da im Blatt gestanden hatte von der rätselhaften Entführung, ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Da ging doch irgend etwas vor, darüber bestand für die Zwiebel gar kein Zweifel. Sie war auf's Schlimmste gefaßt, obwohl das noch nicht viel heißen wollte, denn das war bei ihr ein Dauerzustand. Seit dem vor sechzehn Jahren erfolgten Tod ihres Mannes war die Zwiebel ununterbrochen aus's Schlimmste gefaßt. Das mochte der Grund sein, weshalb sie, wenn etwas Ungewöhnliches eintrat, von stoischer Ruhe und Gelassenheit war. Hätte sie jetzt Veronika in ihrem Blut auf der Treppe liegend vorgefunden, so würde sie in

ergebenem Gleichmut wieder herabgestiegen sein und die Leute benachrichtigt haben.

Mit einem Seufzer, der keinen Zweifel darüber ließ, daß sie gegen die Schicksalsschläge dieser Welt längst gefeit sei, hing sich die Zwiebel jetzt ihr schwarzes, wollenes Tuch um die Schultern und machte sich auf den Weg zum Polizeipräsidium. Sie wußte noch den Namen des Beamten, mit dem Veronika vor paar Tagen zu tun gehabt hatte, und so ließ sie sich im Präsidium sofort zu dem Kommissar Lübbert verweisen. Wie eine schwarze Unglückskrähe stieg sie langsam, mit vielen Atempausen die Treppen hoch und klopfte dann an Lübberts Tür.

Dinnen stand ein Mann, der von Lübbert mit gebieterischer Stimme strengste Bestrafung desjenigen, vorläufig noch unbekanntem Uebeltäters forderte, der ihm heute in der Nacht heimlich seine Wohnungstür von außen mit Draht verschlossen hatte, so daß er nach einstündigem vergeblichem Rütteln schließlich durchs Fenster einen Vorübergehenden nach einem Schlosser schicken mußte. Da der wütende Mann sämtliche, in vierzehn Partien zerfallende Bewohner seines Hauses gleichermaßen verdächtigte und außerdem auf der Stelle ein Exempel statuieren sehen wollte, war Lübbert noch eine Weile mit ihm beschäftigt, und die Zwiebel ließ sich still und mit bekümmertem Gesichtsausdruck, die Arme unter dem schwarzen Umhang verschränkt, auf einem Stuhl nieder.

Als Lübbert endlich den wild gestikulierenden Freiheitsberaubten hinauskomplimentiert hatte, wandte er sich an die bescheiden in einer Ecke sitzende Frau.

Die Zwiebel erhob sich und sagte mit ruhig-gleichmäßiger Stimme: «Es ist ein entsetzliches Unglück passiert, Herr Kommissar.» (Fortsetzung folgt)

Wunderliches Amsterdam

VON GOTTLIEB SUTER

Vom Fischerdorf zur Großstadt mit achtmalhunderttausend Einwohnern ist ein langer Weg; ein gutes Jahrtausend war nötig, um ihn zurückzulegen. Die frühesten Spuren sind verwischt und erst aus späteren Jahrhunderten existieren noch Zeugen, die in die Gegenwart herübergrüßen, die erzählen, wie es einmal gewesen ist und die etwas verschoben und wunderbarlich in der neuen Zeit stehen, verschoben und wunderbarlich, wie sich alles Alte in neuer Umgebung und unter neuen Verhältnissen ausmacht. Von einigen dieser Wunderlichen sei hier die Rede.

Die Straße der Kälber.

Im Stadtplan von 1554, darstellend «de vermaerde (berühmte) Koopstadt Amstelredam, gekonkerft met allen zynen wateren, bruggen, straeten, kercken, klosteren, huizen, toorens, poorten en mueren», in dieser «afbeeldinghe», die der «schilder in der schryvende handt Cornelius Anthonizon» mit minutiöser Sorgfalt gezeichnet, koloriert und selbst verkauft hat, ist sie schon, als ein von spitzgiebeligen Häusern eingesäumtes Band, mit «de Kalverstraat» eingezeichnet. Von einer «poort», einem befestigten Tor in der Stadtmauer, führte sie nach der «Plats», dem großen Platz vor dem Stadthaus, und so verläuft sie noch heute: von der «Münt», der ehemaligen Münze, zum Damm, wo nun das königliche Palais steht.

Auf dem Platz vor dem «poort» verkauften die Landleute den Städtern ihre Schafe, ein Stück in die Straße hinein stellten sie ihre Ochsen zum Verkauf und noch weiter in der Straße — gegen das Stadthaus — handelten sie mit Kälbern. Die Kälber nun scheinen in der Mehrzahl gewesen zu sein, denn nach ihnen ist die Straße benannt.

Während aber Schafe, Ochsen und Kälber schon im 17. Jahrhundert aus der Straße auf neue Marktplätze getrieben und andere Waren in ihr gehandelt wurden, behielt sie doch all die Jahrhunderte hindurch ihren Namen und weder die Ochsen, noch berühmte Persönlichkeiten aus Politik, Wissenschaft oder Kunst, die sonst so wohlklingende Straßennamen abgeben, erreichten, daß die Straße ihnen zu Ehren umgetauft worden wäre. Selbst der Versuch, den Namen der Straße von dem weniger profanen Kalvarien, in Anlehnung an stattgefundenen Prozessionen, abzuleiten, mißlang, und wenn die Jugend foppend nach der «Kuhkinderstraße» fragt, so hat sie nichts anderes im Sinn, als eben die Kälberstraße, de Kalverstraat.

Diese Straße ist keinen Kilometer lang und auch heute noch das Zentrum von Amsterdam. Die Koffheuzen, die Schankstuben, in denen nach der Vertreibung des

Viels mit aller Welt Gütern gehandelt wurde, die Logementen, in denen die Handelsleute aller Nationen abstiegen, sind verschwunden. Die Wirtschaft, in der unter anderem Hab und Gut des Konkursiten Rembrandt aus der Joodenbreestraat unter den Hammer gebracht und versteigert wurde, steht nicht mehr, und seit langem ist die von Rembrandts Zeit- und Zunftgenossen Aerts van der Neer betriebene Gaststätte eingegangen. Nichts zeugt mehr von dem «Franzischen Koffiehus», in dem das Comité revolutionnaire tagte, um die Batavische Republik vorzubereiten, die mit Liberté, Egalité und Fraternité der großen französischen angeschlossen war. Die Straße ist nicht mehr die Börse, wo die Aktie Triumphe feierte, auf- und abschnellte, wo die Spekulation Vermögen fraß und neu bildete. Die Häuser sind größtenteils moderne Bauten geworden, die «Koffheuzen» sind nun mit «Restaurant» bezeichnet, die «Logementen» nennen sich «Hôtel» und die Börsianer sind aus der Straße in ein eigenes, großes Haus gezogen, von wo aus der Welt ihre Stimmung mitgeteilt wird: ob sie gedrückt, lebhaft oder flau ist.

Die Kalverstraat ist in der Hauptsache eine «winkelstraat», was aber nicht dem etwa verächtlichen Winkelgässchen unserer Sprache gleichzustellen ist. «Winkel», das ist der «Laden» des Holländers, und so reiht sich denn Schaufenster an Schaufenster, Laden an Laden in der Kalverstraat, wo man alles kaufen kann, was man nötig und nicht nötig hat. Neben den Verkaufsstellen für Bedarf und Luxus — auch ein paar Geschäfte der Illusion: Kinos, und dazwischen mal — überraschend und unvermutet — eine breite, hölzerne Türe, der Eingang einer Kirche. Nur diese einfache und schlichte Türe verrät die Anwesenheit eines geheiligten Raumes, zwischen den vielen unheiligen Gebäuden, die mit Ausstattung und Reklame den Passanten locken und blenden, wie das die Restaurants, Hotels, Kinos und Läden in hundert anderen Straßen, von hundert anderen Städten auch tun.

Die schmalste aller weltstädtischen Hauptstraßen — denn das muß sie angesehen werden — ist wohl die Kalverstraat. Sie ist nicht breiter geworden, seit sie der «schilder in der schryvende handt» gezeichnet hat. Der Fremdling, der am weniger belebten Vormittag durch diese Straße trudelt, wird bald von einem Polizisten mit «Rechts loopen!» begrüßt, wenn er aus Unwissenheit verkehrt läuft. Am Nachmittag, und noch deutlicher am Sonntagnachmittag, sieht er die Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser Verkehrsziehung von selbst ein. Da schiebt und drängt sich eine unabsehbare Menge in diesem engen Straßenschlauch, von der «Münt» zum Damm und zurück, «rechts loopend», mit keiner andern Absicht, als eben in dieser Straße — aller Enge zum

Trotz — längs den ausgestellten Herrlichkeiten zu spazieren.

Die Kalverstraat ist die Straße des Fußgängers. Hier herrscht er, der sonst Gehetzte, absolut über Trottoir und Fahrbahn, auf der keine Straßenbahn klingelt und rattert, wo Auto und Motorrad nur ein — im Sens unique — geduldetes Dasein führen. Sie sind selten, weil sie es vorziehen, dieses Straßestück zu umfahren, in dem der Fußgänger das Tempo diktiert und nur zögernd auch noch so vielen ungeduldrigen Pferdekräften Platz macht. In der Kalverstraat gehen sogar die Autos quasi zu Fuß; der Hastige wird zum Schlendrian, der Choleriker muß sich dem Tempo des Phlegmatikers unterwerfen, der Linkeste muß «rechts loopen», und wer in Holzschuhen, den holländischen «Klomp» geht, ist am sichersten, nicht auf die Hühneraugen getreten zu werden. Man mache sich nun aber nicht die falsche Vorstellung, daß es nur so klappre von den vielen bäuerlichen Holzpantinen; sie sind so selten, wie die tessinischen «Zoccoli» in der Zürcher Bahnhofstraße, wenn auch die Straße immer noch die alte Kälberstraße ist und «Kalverstraat» heißt.

Ein altes Gäßchen.

Klöster, Klöster, Klöster! Hier eines der Magdalena geweiht, hier ein anderes der Anna, links eines für Frauen, rechts eines für Männer, da ist die Clara Schutzpatronin, ein Stück weiter die Maria, Kloster an Kloster; erst eines — das der alten Nonnen, dann ein zweites — das der neuen Nonnen, dann wieder ein neues und noch eines und noch eines, bis auf kleinem Raum elf Frauen- und ein Männerkloster beisammenstehen. Warum so viel geistliche Siedlungen von Frauen in dieser Stadt? Warum der Männer so wenige? Starben sie eines frühen Todes?

Da beten fünfzig Nonnen und dort beten achtzig — und zwischen fünfzig und achtzig bewegte sich die Belegschaft all dieser frommen Anstalten. Sie betrieben steuer- und abgabefrei mancherlei Gewerbe, als Hauptgewerbe aber zelebrierten sie Messen, Früh- und Spät- und Mitternachtsmessen, sangen im Chor, beteten in den Kirchen, Kapellen und Zellen. Wie in einer industrie-reichen Gegend Tag und Nacht die Schloten rauchen, so stiegen hier Tag und Nacht Gebete zum Himmel.

Es mag einem, der damals diese Konzentration der Frömmigkeit durchwandelte, gegangen sein, wie es heute einem geht, der an einem sommerlichen Tag durch eine volkreiche Straße wandelt: Er kann zu bestimmten Stunden Radiomusik hören, von der ihn aus jedem Fenster ein paar Takte erreichen, und wenn er ans Straßen-